

viel Hall inszeniert werden, und harschen Beats, in denen Gitarre und Schlagwerk zu einer peitschenden Einheit verschmelzen; mit fast schon brutaler Intensität begegnet einem dies im ‚Jerusalem Syndrome‘. An der Grenze zum Hörspiel siedelt ‚Chase‘, das eine Verfolgungsjagd physisch erlebbar macht: nach grimmig verzerrten Ostinati hört man immer wieder ein Keuchen. Reentkos große Stärke ist, wie er fast schon kybernetisch schlichte akustische Gitarrenkunst und die Bezüge auf das Saitenarsenal der nahöstlichen Welt mit Electronics und Rock-Feeling verzahnt. Eine solche Vielzahl an Bildern, wie sie auf dieser Scheibe geschaffen werden, passt nicht in einen einzigen Film. Es verwundert kaum, dass sogar der Cirque du Soleil diese fantastische Sound-Malerei für seine Shows in der Semperoper aufgegriffen hat.

Stefan Franzen



Attila Vural The Last Laugh

(Suisa)

Die menschliche Erfindungskraft schreitet unerbittlich voran. Wer gestern glaubte, mit flüssigem Wechselbass-Fingerstyle etwas Neues zu

bieten, wirkt heute neben perkussiv spielenden Jungspunden wie ein Saurier. Auch Attila Vural gehört einer neuen Gitarristengeneration an, die teils nicht einmal Leo Kottkes Namen kennt. Was der Schweizer an gleichzeitigen Abläufen aus seinem Instrument herausholt, beeindruckt dank perfekter dynamischer Trennung der Stimmen dermaßen, dass das Cover dem Verdacht eventueller Loops oder Overdubs gleich entgegentritt. Bloß fehlt dem Hauptthema von ‚Tuneful Of Range‘ jeder einprägsamer Melodieeinfall; das unschuldig schöne B-Thema wird durch hell schepfernde Percussion (bewusst?) konterkariert.

Es ist das Problem aller Soundtracks (dieser ist für den expressionistischen Murnau-Film ‚Der letzte Mann‘ gedacht): Behauptet sich die Musik auch ohne die bewegten Bilder dazu? Beim stimmungsvollen ‚Theme Of the Last Laugh‘ durchaus, und der bluesig-jazzige Song ‚The Last Laugh‘ bildet den Höhepunkt des Albums. ‚Man Without Shades‘ wechselt zwischen erfrischenden Momenten, allzu experimentalverliebten Intermezzi und eindimensionalen Strumming-Passagen. Doch wer würde das ernsthaft kritisieren, wenn es die Atmosphäre eines 1924 fortschrittlichen Films akustisch vertieft? Vural verfügt über das notwendige kompositorische Spektrum. Ob seine Gitarrenmusik bei aller Virtuosität letztlich nicht doch in einer evolutionären Sackgasse landet, wird sich anderswo entscheiden: wenn seine Stücke selbst erst das Kopfkino darstellen und zeitlos unwiderstehliche Bilder in Bewegung setzen müssten – was einem Leo Kottke spielend gelingt.

Michael Lohr



BLUE MAN'S CORNER

Von Adrian Wolfen

Während des Bluesbooms in den Sechzigerjahren verschah eine findige Firma ihre Alben mit dem Qualitätssiegel „Bluespower“. Wenn es je einen einzelnen Musiker gab, der sich mit diesem Prädikat hätte schmücken dürfen, dann Huddie Ledbetter (1888–1949), genannt **Leadbelly**.

Während er die Archive der Plattenfirmen mit Aufnahmen füllte, interessierte sich das afroamerikanische Publikum wenig für seine Musik, die sie an die schlechten Zeiten im Süden erinnerte. Ein Mann und seine Gitarre – das war so altmodisch wie ein Pferdewagen im Automobilzeitalter. Aber trotz der editorischen und qualita-

CD seiner Zeitgenossen wie etwa Woody Guthrie und Josh White.

Der Klang wurde noch einmal deutlich verbessert, bei einigen bislang arg veräuschten Aufnahmen besitzt die Stimme nun wahre räumliche Präsenz. Plötzlich erklingen einige Flageolett-Spielereien klar, die rhythmischen Verschleppungen und Beschleunigungen, die er anscheinend willkürlich einsetzte, erscheinen nun als gekonnte dynamische Kraftverstärkung seines Gesangs. Und wenn er den Bottleneck einsetzt, dann hört man jetzt das Vorbild Patton heraus, bei einem Tribut To Blind Lemon Jefferson erklingen die Verknüpfung

genhaft aus; besonders, wenn man nur ein Stimmchen wie **Cyndi Lauper** besitzt. Die einst schrille New-Wave-Göre hat nun auch den Blues, und lange Zeit war die Frage offen, ob die CD ‚**Memphis Blues**‘ (Naive/Rough Trade) überhaupt eine Empfehlung wert sei. Die Gästeliste umfasst immerhin B.B. King, Jonny Lang und Charlie Musselwhite, das Foto einer Dobro im Innenteil und das mit Standards gut bestückte Repertoire macht dann doch neugierig. Zur Akustischen wird zwar nur ein Mal gegriffen, bei Robert Johnsons ‚Crossroads‘, doch der Rest lässt trotzdem aufhorchen: wie B.B. King punktgenau die

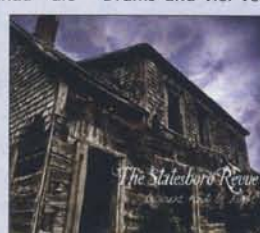
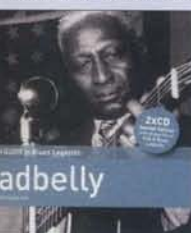
rigen vier Alben. Das heißt, man bekommt die Gitarristen der vier unterschiedlichen Besetzungen zu hören, von Steve Cropper bis hin zu Jimmy Vivino und kann sich fragen, wie man selbst wohl im Umfeld dieses Stimmorkans agieren würde.

Wie viel Spaß man mit dem Nachspielen von Standards und in Mundart gesungenen Neukompositionen haben kann, beweisen in München seit Jahrzehnten **Schorsch** (& De Bagasch) und **Dr. Will**. Für ‚**Together**‘ (BSC/Rough Trade) haben sich die Blues-Brüder zusammengetan und raunen sich mit diversen Gitarren, einigen Loops und Drums und viel verzerrtem Geschrammel

durch Blues- und Rock-Klassiker von den Stones bis zu Mississippi Fred McDowell, dass es eine Gaudi ist. Überzeugend: die Dialekt-Titel und der rauhe Charme. Nein,

Blues kann, muss aber nicht fein ziseliert daher kommen.

Ebenfalls aus dem Süden, aber aus dem USA, kommt die texanische **Statesboro Revue**. Akustischer Gitarrist vs. zwei elektrische Gitarristen, Gezupftes im Zusammenspiel mit fettem Bottleneck-Spiel, ein Chor plus Band: Das Rezept „Stones der Exile-Phase und eine Prise Allman Brothers“ funktioniert noch immer und prächtig, wobei die Statesboro Revue auf ‚**Different Kind Of Light**‘ (Blue Rose) weniger rockt als vielmehr folkig-ruhige Töne anschlägt. Nicht schwarz, kein Blues, aber bluesig. Aber es gibt ja auch Bluespuristen, die Leadbelly nicht dem Blues zurechnen. Er sei ja nur ein Folksänger gewesen, heißt es. Lachhaft, nicht wahr?



tiven Problematik, die alle ‚Best Of‘-Kompilationen begleitet: Wer einmal süchtig geworden ist nach dieser kraftvollen Stimme, nach der lyrischen Emphase der Melodien, dem rhythmischen Schwung seines druckvollen Gitarrenspiels, dem wird das Pro und Contra heute egal sein. Dem wird eine einzelne CD nicht ausreichen, vor allem, da die diversen Kompilationen nur dieselben zwanzig Titel aufbereiten. Die kürzlich hier vorgestellte 3-CD-Box ‚The Definitive Leadbelly‘ (Proper) bot da mit 82 Titeln und einer DVD schon etwas mehr. Die Lösung des Suchtsproblems war sie aber nicht. Worin es genau besteht, macht ‚**The Rough Guide To Blues Legends: Leadbelly**‘ (Music Rough Guides/Harmonia) deutlich: 22 Titel, einmal mehr die ‚Hits‘, preisgünstig gekoppelt mit einer

von Bass- und Mittellagenspiel nun hörbar sinnvoll. So weit, so gut. Leider steht dem klanglichen Mehrwert der mangelnden Repertoirewert gegenüber. Wer Leadbelly's Diskographie kennt, weiß, dass er keinesfalls nur der Mann mit der Gitarre war. Er hat Akkordeon und Klavier gespielt, mit Gospelchören gesungen, sich von einem Zitherspieler, Mundharmonikabläsern und Jazzbands begleiten lassen. All das, um mit seiner Vielseitigkeit ein anderes, größeres Publikum anzusprechen. Von diesen vielen Aufnahmen wurde bislang nur wenig auf CD wiederveröffentlicht. Nach gefühlten zwei Dutzend ähnlicher ‚Best Of‘-Kompilationen müsste die Welt doch jetzt reif für den ‚Rest Of‘ sein, oder?

Neben einem Kraftpaket wie Leadbelly sehen andere Musiker zwangsläufig zwer-

Akzente setzt – großartig. Und die Lauper gibt mit ihrer Pieps-Stimme eine Lektion in Sachen Intonation und Phrasierung. Man muss also nicht mit Abflussreiniger gurgeln, um eine gute Blues-Sängerin zu sein. Sie ist damit die Hoffnungsträgerin für alle, die meinen, mit ihrer Stimme (oder ihren Fingern) nicht den Blues haben zu dürfen.

Alle Hoffnungen bereits erfüllt hat **Shemekia Copeland**. Die stimmungswaltige Tochter des Gitarristen Johnny Copeland dürfte die bedeutendste Blues-Sängerin der Gegenwart sein, ihr Blues lässt keine Nostalgie zu und strotzt vor Funk und Soul. Zudem hat sie die Erste Garde der Chicagoer Blues-Szene um sich geschart, und die ‚**Deluxe Edition**‘ (Alligator/In-Ak) versammelt das Beste aus ihren bishe-